

nes Vaters Leovigild hingerichtet worden und der Vater kurz darauf gestorben. Aber Leander lebte! Und dessen Neffe Recared, Hermenigilds Bruder, trug nun die Krone der Westgoten und war den Katholiken freundlich gesonnen.

Daß Leander auf sein Werk wartete, spornte Gregor an. Wenn er nächtens beim Schein der Öllampe über das Manuskript gebeugt saß, sprach er mit Leander, hörte sein Lachen und meinte, er müsse nur aus der Tür treten, um ihn zu treffen.

Auch Theoktista schrieb ihm, klug, beherrscht, doch voller Wärme. Gregor spannte die Flügel seines Geistes zu Theoktista im Osten und Leander im Westen aus und fühlte sich von ihnen getragen und mit ihnen emporgehoben zu den Verheißungen des Gottesreiches, nach dem er sich sehnte. Wenn etwas das Leben in dieser verworrenen Welt erträglich machte, dann war es die Freundschaft Gleichgesinnter.

„Zunächst werden die Herzen der Menschen und später die Elemente verwirrt, damit, wenn die Ordnung der materiellen Welt erschüttert wird, sich zeigt, aus welcher Vergeltung heraus dies nun geschieht“, war Gregor überzeugt. Sein Jahrhundert, das mit dem Einzug des Ostgotenkönigs Theoderich in Rom und einer kurzen friedlichen Phase begonnen hatte, dann in einem jahrzehntelangen Krieg zwischen Goten und Byzantinern die Zerstörung Italiens erlebte und mit dem Einfall der Langobarden noch größeres Elend brachte, steigerte sich Ende der achtziger Jahre zu einem Furioso von Tod und Verderben.

Es begann im Herbst 589 mit heftigen Regenfällen. Ein Gewitter folgte dem nächsten, die Dunkelheit der Tage wurde nur von Blitzen erhellt. In Ligurien und Venetien und anderen Gegenden Italiens rissen die über die Ufer getretenen Flüsse Häuser, Menschen und Tiere in großer Zahl in den Tod. Die Landstraßen waren unpassierbar, Schlammlawinen verschütteten Dörfer und Wege. Im November ergoß der Tiber seine

schmutziggelben Fluten mit unwiderstehlicher Gewalt über Rom. Der fränkische Diakon Agilulf, der sich im Auftrag des Bischofs Gregor von Tours um diese Zeit in Rom aufhielt, berichtete nach seiner Heimkehr, die Flut habe die Stadt dermaßen überschwemmt, daß viele Tempel aus dem Altertum einstürzten und die Vorrathshäuser der Kirchen zerstört wurden, in denen einige tausend Scheffel Weizen zugrunde gingen. „Auch schwammen eine Menge von Schlangen mit einem Drachen, der so dick wie ein starker Balken war, durch den Fluß ins Meer, aber in den salzigen Fluten des stürmischen Meeres kamen die Tiere um und wurden ans Gestade geworfen.“ Die Stadt versank in Wasser und Schlamm. Die Prophezeiung des Mönchs Benedikt, Rom werde nicht von Kriegsvölkern zerstört werden, sondern, von Ungewittern, Blitzen, Stürmen und Erdbeben erschüttert, in sich selbst zusammensinken, schien sich nun zu erfüllen.

Seit jeher galten Tiberhochwasser als Vorboten noch schlimmerer Ereignisse: Erdbeben, Seuchen, politischer Umstürze ... So war es auch diesmal. Den abziehenden Fluten folgte die Pest. Nicht zum erstenmal in diesem Jahrhundert. Von Ägypten aus war die Beulenpest nach Nordosten gezogen und hatte in den Jahren 542 bis 544 in Konstantinopel dreihunderttausend Menschen das Leben gekostet. Auch Kaiser Justinian war erkrankt, hatte aber überlebt. 543, mitten in den Gotenkriegen, erreichte die Pest Italien und kehrte von da an regelmäßig wieder. An keine Jahreszeit gebunden, stürzte sie sich auf Menschen und Tiere. Die Kranken starben nach drei Tagen, vom Fieber verbrannt. Nicht alle Gegenden waren gleichmäßig betroffen. Häufig grassierte die Seuche zwei oder drei Jahre in einem Gebiet und schwächte sich dann wieder ab.

Die Pest, die Anfang des Jahres 590 nach einer sommerlichen Dürre und herbstlichen Überschwemmungen Rom heimsuchte, übertraf an Heftigkeit alle früheren Ausbrüche.

Sie kroch aus dem Wasser und aus der Erde, fiel vom Himmel herab, sie war allgegenwärtig.

Es schien, als solle sich die Vision des alttestamentarischen Propheten Ezechiel vom Strafgericht Gottes nun in Rom erfüllen: „Das Land ist voll Blutschuld, die Stadt ist voll Unrecht ... Alt und jung, Mädchen, Kinder und Frauen sollt ihr erschlagen und umbringen ... Beginnt in meinem Heiligtum!“

Denn die Pest begann in Gottes Heiligtum! Als einen der ersten raffte sie Papst Pelagius II. hinweg. Er starb am 8. Februar 590. Der Tod traf ihn so schnell und unvorbereitet, daß er keine Verfügungen mehr treffen konnte. Danach setzte ein Sterben ohnegleichen in der Stadt ein. Die Menschen fielen auf der Straße um, sie starben beim Essen, im Schlaf, sie starben bei dem, was sie gerade taten. Die Pest verschonte weder Arme noch Reiche, Fromme noch Ungläubige. Wer davonlaufen wollte, den holte sie ein, wer sich einschloß, zu dem verschaffte sie sich Zutritt. Auch im Kloster auf dem Caelius hielt der Tod Einzug. Ausführlich berichtet Gregor an verschiedenen Stellen seiner „Dialoge“ von einem jungen Mönch, der, von der Seuche ergriffen, bis dahin ein ziemlich ungeistliches Leben geführt hatte und durch das Gebet der Brüder vor dem leiblichen und geistlichen Tode gerettet wurde.

Der Stuhl Petri war leer, die Stadt ohne Führung. Die Pest hielt zwar den Krieg von der Stadt fern, aber sie war schlimmer als die Langobarden. Waffen richteten nichts gegen sie aus. Bald machte in Volk und Geistlichkeit ein Name die Runde: Anicius Gregor. Nur einer kam für die Würde des Bischofs von Rom in Frage, nur einer konnte helfen: Gregor, der heiligmäßige Abt des Andreasklosters.

Die Mönche verbarrikadierten das Tor, als sich eine lärmende Menge dem Kloster näherte. Noch wußte niemand, was der Auflauf zu bedeuten hatte: Rebellion oder ein Raubüberfall. Wenn der Tod leibhaftig umgeht und reiche Ernte

hält, verfallen die Menschen schnell in Panik. Alle Dämme, die Vernunft und Anstand vor dem Chaos errichtet haben, brechen im Ansturm der Angst.

Gregor schaute überrascht auf, als plötzlich die Tür zu seiner Zelle aufgerissen wurde. Peter war den Weg vom Lateran zum Clivus Scauri im Sturmschritt gelaufen, um den Freund auf das vorzubereiten, was sich gegen ihn zusammenbraute.

„Was wollen sie?“ fragte Gregor.

„Sie wollen dich als Bischof von Rom“, erwiderte Peter. Er öffnete das Fenster, und nun waren deutlich die Rufe zu hören: „Gregorius Papa!“ Gregorius Papst!

„Nein! Nein! Niemals!“ rief Gregor erschrocken. Er sprang auf und lief in der Zelle hin und her, als könne er sich so vor den Verfolgern in Sicherheit bringen.

„Sie werden nicht von der Stelle weichen, bis du vor ihnen erscheinst und das Amt annimmst“, sagte Peter.

„Niemals!“ wiederholte Gregor entschieden und setzte sich wieder. Er habe nicht den Präfektenmantel abgelegt, um das Bischofsgewand anzulegen. „Niemand ist weniger würdig als ich, die Nachfolge des Apostels Petrus anzutreten, und niemand unwilliger, sich den damit verbundenen Geschäften der Welt zu widmen. Ich bin nicht der Fels, auf den Christus seine Kirche bauen kann, sondern ein zerbrochenes Gefäß. Ich will in diesem Kloster leben und Gott dienen und sonst nichts.“ Er neigte den Kopf und flüsterte: „Komm mir zu Hilfe, Herr, in deiner Hand liegt mein Geschick; entreiß mich der Hand meiner Feinde und Verfolger!“

Das Getöse von draußen hatte die letzten Worte übertönt. Peter schloß das Fenster. Der Freund tat ihm leid, denn er wußte, wieviel ihm das mönchische Leben bedeutete. Andererseits konnte er sich keinen besseren Hausherrn im Lateran vorstellen als Gregor. Was sollte er raten? Hier war eine Macht am Werke, die ihn und ihrer beider Wünsche weit überstieg.